

Oriana Fallaci

Die Augen des Krieges

Von Elisabeth Escher

Er begegnet ihr zum ersten Mal als sie noch ein Kind ist: Der Krieg. Sie trifft ihn, als Florenz Zielscheibe amerikanischer Bombardements ist: Den Tod. Und er gräbt sich in ihre Seele, in ihr Hirn, in ihr Herz. Er verfolgt sie und läßt sie seine Verfolgung aufnehmen; er zieht sie, wie ein mächtiger Magnet eine Stecknadel, überall dorthin, wo er seine Krallen ausfährt.

„La vita, cos' è?“ — „Das Leben, was ist das?“ Die Frage der fünfjährigen Elisabetta zu Beginn des Buches „Nichts und Amen“, in dem Fallaci ihre blutigen Eindrücke aus dem Vietnam des Jahres 1967 schildert, wird zum zentralen Thema. Ihre schonungslosen Aufzeichnungen geraten zum Tagebuch für Elisabetta, die nicht weiß, „warum das Leben so viel mehr sein soll als der Zeitraum zwischen dem Augenblick, da man geboren wird, und dem Augenblick, da man stirbt, auf diesem Planeten, wo die Menschen Wunder tun, um einen Sterbenden zu retten, und dabei die Gesunden, hunderte, tausende, eine Million auf einmal umbringen“.

Und gerade in diesem Chaos der Vernichtung drängt sich die Frage nach dem Sinn der menschlichen Existenz immer wieder auf. Mit den Augen der GI's, der Vietkong, der Journalisten, vor denen sich das groteske Drama des Krieges — die Belagerung Saigons — abspielt, sucht die Autorin nach dem Leben. Und versucht es ein Jahr später, dem kleinen Mädchen zu erklären. „Das Leben, was es ist? Etwas, das man gut ausfüllen muß, ohne Zeit zu verlieren. Auch auf die Gefahr hin, daß es zerbricht, wenn man es gut ausfüllt.“

Ein Kind in einer Welt, in der Überleben Gewalt bedeutet?

Auch in ihrem „Brief an ein nie geborenes Kind“ konfrontiert Fallaci den Leser mit der Frage nach dem Leben. Geboren werden oder nicht, das Leben schenken oder es verweigern? „Kann es der Wunsch des Kindes sein, geboren zu werden in eine Welt, in der Überleben Gewalt bedeutet, die Freiheit ein Traum ist, die Gerechtigkeit ein Betrug, das Morgen ein Gestern, und die Liebe ein Wort mit unklarer Bedeutung?“ Und sie schließt den Monolog: „Du bist gestorben. Vielleicht sterbe auch ich. Aber es zählt nicht, weil das Leben nicht stirbt.“

Vielmehr bedeutet es Aufbruch. „Penelope im Krieg“: Sie muß ihn finden, den amerikanischen Soldaten, der während des Krieges als Flüchtling aus dem Gefangenenlager in ihrem Elternhaus Unterschlupf gefunden hatte und in den sie, damals erst zwölf Jahre alt, verliebt gewesen war. Bei einem Bombenangriff soll er auf der Flucht ums Leben gekommen sein. So erfährt es zumindest das Mädchen — und glaubt es keinen Augenblick lang. Sie fühlt, daß er am Leben ist. Und diese Gewißheit läßt sie Jahre später nach New York aufbrechen, unter beruflichem Vorwand, um ihren Odysseus zu finden. Eine Stecknadel im Heuhaufen. Sie finden sich, zwei Nadeln. Das Heu entflammt, verbrennt, der Rest ist Asche.

Doch New York bleibt, wird Fallaci zweite Heimat neben Florenz. In ihrem halbdokumentarischen Roman „Ein Mann“, in dem sie die Geschichte des Alekos Panagoulis, einer Symbolfigur des griechischen Widerstandes gegen die Militärdiktatur, erzählt, antwortet sie dem „Mann“ auf seine verzweifelte Frage: „Wo warst du, als ich die Minen gelegt habe, als sie mich gefoltert haben, als der Prozeß gegen

Oriana Fallaci wurde 1929 in Florenz geboren, lebt und arbeitet jedoch vorwiegend in New York, ihrer „zweiten Heimat“. Fallacis Bücher wurden in über 30 Sprachen übersetzt. Als

Kriegsberichterstatlerin verfolgte sie die wichtigsten Konflikte der vergangenen drei Jahrzehnte, oft unter Gefährdung des eigenen Lebens. Anlässlich der

Verleihung der Ehrendoktorwürde in Chicago wurde Fallaci als eine der couragiertesten, am meisten gelesenen und

geachteten Autorinnen der Welt bezeichnet. Auf Deutsch sind bisher folgende Bücher von ihr erschienen: „Brief an ein nie geborenes Kind; Wenn die Sonne stirbt; Ein Mann; Penelope im Krieg; Nichts und Amen; Inshallah“

mich geführt wurde, als man mich zum Tode verurteilte und mich in die Gruft einschloß?“ — „Ich war in Saigon, Hanoi, Phnom Penh, Mexiko, Sao Paulo, Rio de Janeiro, Hongkong, La Paz, Amman, Dakka, Colombo, New York, nochmals Sao Paulo, nochmals Saigon ...“

Das Leben wird weiter existieren, auch wenn der Mensch stirbt

Überall dort war Fallaci, um über andere „Panagoulis“ zu berichten, die für ihren Glauben, ihre Ideen, ihre Ideale gefoltert und getötet wurden. Quer durch die Welt begegnen sie ihr, und sie beginnt mit ihnen am Heldentum zu zweifeln, zu verzweifeln: „Nie die Sonne sehen, nie eine Frau berühren, immer allein zu sein, allein, allein, sich in einem Loch bewegen von 180 x 90, begraben, ohne gestorben zu sein! Wie grausam ist es, ein Held zu sein! Wie grausam ist es, wie unmenschlich und letztlich wie sinnlos!“ So finden Panagoulis' Gedanken ihren Ausdruck. Fallaci resümiert: „Akzeptiert man das Heldentum, akzeptiert man auch den Krieg. Und den Krieg darf und kann und will ich nicht akzeptieren. Heimat. Manche suchen sie außerhalb unseres Planeten, jenseits unseres Sonnensystems. Um dann, „Wenn die Sonne stirbt“, einen Lebensraum in Reserve zu haben. „Der Kosmos hat Millionen, Milliarden von Sonnen ... Den Himmel gibt es nicht, die Hölle gibt es nicht, die Güte gibt es

nicht, aber das Leben existiert, und es wird weiter existieren, auch wenn ein Baum stirbt, wenn der Mensch stirbt.“

Illusion, Utopie, Zukunftsvision? Zuversicht oder Angst, Realität oder Phantasie? Wirklichkeit und Phantasie fliegen um die Wette. Die intensiven Gespräche, die Fallaci 1964 mit den Wissenschaftlern und Astronauten des ersten bemannten Raumfahrtprogramms der NASA in Cape Kennedy führt, verunsichern und verklären, ängstigen und begeistern, radieren Grenzen aus und öffnen ungeahnte Horizonte, lassen die Unendlichkeit endlich, das Unglaubliche möglich erscheinen. Euphorie bewegt sich mit Lichtgeschwindigkeit.

Doch dann der unvermeidliche, harte Aufprall im Hier und Jetzt: Die Nachricht von der schweren Erkrankung ihrer Mutter zwingt Fallaci, den Aufenthalt in den USA zu unterbrechen und nach Florenz zurückzukehren. Beim Anblick der Schwerkranken vermag sie der Weltraumforschung nur mehr Wut und Groll entgegenzubringen. „Was kümmert mich jetzt der Mond? ... Raumschiffe, Raumzüge, Zentrifugen: Warum erfanden sie stattdessen nicht etwas, das den Infarkt verhindert?“ Auch in diesem Buch tastet der Krieg mit seinen Führern nach ihr.

Die Vergangenheit, das Florenz ihrer Kindheit holt sie ein, völlig unerwartet und unvorbereitet, im Interview mit dem Astronauten Deke Slayton:

„... Und wo bombardierten Sie, Major?“ — „Überall ein bißchen. Neapel, die Toskana, Florenz ... im Oktober 1943.“

„Florenz ... im Oktober 1943 ...?“

Es war jener Tag, an dem das Haus der Fallaci in die Luft flog, sich Oriana am Fuß verletzte — nur am Fuß, denn das Kind war zum Zeitpunkt des Angriffs mit dem Fahrrad unterwegs.

Das Wort Schicksal ist häßlich. Es ist das Symbol einer Ohnmacht

Glück. Die Sonnenseite des Schicksals. Viel öfter jedoch zieht Fallaci ihre Leser in die Abgründe eines schwarzen, blutigen Schicksals, in ein Horrorszenerario von Leichenbergen, wie in ihrem „ultimo parto“, ihrer vorläufig „letzten Geburt“ — denn so bezeichnet sie „Inshallah“, ein über 800 Seiten starkes Werk. In den sich überschneidenden Geschichten der zahlreichen Personen, fast alle Mitglieder des italienischen Militärkontingents zur „Friedensmission“ im Mittleren Osten 1983, schildert sie den dramatischen Libanon-Konflikt.

„Wenn Gott es will“, „Wenn es Gott gefällt“ — so die Bedeutung des arabischen Wortes „Inshallah“ auf deutsch. Und somit bekennt Fallaci schon im Titel ihren Glauben an ein von höherer Macht gelenktes Schicksal. „Wir reden uns ein, es existiere nicht, und das aus gutem Grund: Das Wort ‚Schicksal‘ ist häßlich. Es ist das Symbol einer Ohnmacht, die die Idee der Verantwortung, die Freiheit, nach unserer Einsicht oder unseren Wünschen zu entscheiden, das Recht, unser Leben selbst zu gestalten, verletzt. Zudem steckt das Risiko des Verzichts darin, der Resignation. Gottes Wille geschehe, amen.“

Ihr Glaube ist keine Frohbotschaft, ihr Gott kein Freund der Menschen. Denn im mißbrauchten Namen dieses Gottes spielt sich das unglaubliche Gemetzel von Beirut ab. Im Namen Christi, im Namen Allahs, im Namen des Heiligen Maron wird erschossen, abgeschlachtet, vergewaltigt. „Ein unverwundlicher Sport, bei dem die Men-



Oriana Fallacis Bücher wurden in über 30 Sprachen übersetzt

Fünf Jahre lang hat sich die Schriftstellerin in ihre New Yorker Wohnung zurückgezogen, abgeschlossen von der Außenwelt, um „Inshallah“ zu schreiben. Sie selbst bezeichnet das Werk als das bedeutendste Produkt ihrer literarischen Tätigkeit.

Bild: Francesco Scavullo

sch, die sich den Tieren überlegen glauben, schon immer brilliert haben und der seit einigen Jahrhunderten als Kindermord von Bethlehem bezeichnet wird.“

Fünf Jahre lang hat sich Fallaci in ihre New Yorker Wohnung zurückgezogen, abgeschlossen von der Außenwelt, um „Inshallah“ zu schreiben. Sie selbst bezeichnet das Werk als das bedeutendste Produkt ihrer literarischen Tätigkeit. Vielleicht auch deshalb, weil sie sich selbst in der Aufbereitung des Stoffes sehr viel — oder alles — zugemutet, sich an die Grenzen ihrer emotionalen Belastbarkeit herangewagt hat. Die emotionale Belastbarkeit des Lesers jedenfalls ist ausgeschöpft, passagenweise überschritten. Er hat Mühe, in oder zwischen den Zeilen auch nur jenes Maß an Mut oder Zuversicht aufzuspüren, das die lähmende Angst zumindest um einen Bruchteil erleichtern könnte.

Die Liebe ist die größte Fabrik der Illusionen

Auch die Liebe, die für Fallaci letztendlich doch die „Formel des Lebens“ darstellt, erweist sich als verwundbar, trügerisch und zerbrechlich wie das Leben selbst. Diese einzig wirksame Arznei gegen die Einsamkeit, gegen unerträgliche Erinnerungen, offenbart sich meist erst dann, wenn sie bereits den Abschied oder Tod in sich trägt. „... solange die Liebe währt, gibt es

nichts, was einen der Einsamkeit mehr entzweit als diese Materialität. Nichts erfüllt und bereichert mehr als diese Greifbarkeit. Aber es ist zugleich auch die stärkste Droge, die es gibt, die größte Fabrik von Illusionen und Mißverständnissen.“

Und wenn die Liebe dann stirbt, wenn sie noch dazu im Krieg erlischt, dann ist es ein Tod mehr. Ein Tod, der die Seele nicht tötet, jedoch eine Narbe zurückläßt, einen „blauen Fleck, der niemals wieder beseitigt werden kann“.

Und trotzdem, so paradox es erscheint, spricht Fallaci dem Leben — auch nicht dem, das aus ihrem Blickwinkel stattfindet — den Aspekt des Glücks ab. Ein Glück jedoch, das nur in seiner Ambivalenz existiert. Ein Segen, der sich ohne unser Zutun, ohne unser Verdienst auf uns herabläßt, gleichzeitig ein ungerichtetes Geheimnis. Es ist in seiner Unberechenbarkeit der Angst verwandt, die einmal den verspricht, der sich normalerweise wegen nichts erschrickt, um im nächsten Augenblick den zu überfallen, der sich nie vor etwas fürchtet.

Das Glück erscheint als etwas beunruhigend doppeldeutiges, „eine Hure, der man nicht vertrauen darf; eine Verräterin, die dir plötzlich die kalte Schulter zeigt, eine Kainseel, der man besser keine Beachtung schenkt, in dem man auf die eigenen Kräfte vertraut“.

Womit die Einsamkeit zurückkehrt. Die Einsamkeit, die einzig verlässliche, konstante Größe, die ihnen niemals abhanden kommt — diesen Augen des Krieges.